

DIE ERFINDUNG DER SCHRIFT

JAN ASSMANN

IN WELCHER WEISE HAT SIE DIE WELT VERÄNDERT?

Auf der Schwelle zum elektronischen Zeitalter stehen wir vor einer Epochen-schwelle, die durch eine Medienrevolution weltgeschichtlichen Ausmaßes bedingt ist. Mit dem Übergang von der Schriftkultur zur Digitalkultur sind Wandlungen verbunden, die sich nur mit den Wandlungen vergleichen lassen, die mit dem Übergang von der Mündlichkeit in die Schriftlichkeit verbunden waren. Um zu verstehen, in welchem Umfang der Computer unsere Welt zu verändern im Begriff ist, wollen wir uns darauf besinnen, in welchem Umfang die Schrift die Welt verändert hat.

Wir leben in einer schriftgeformten Welt und sind selbst schriftgeformte Wesen. Daher erscheint uns die Schrift als etwas Selbstverständliches. Wir können sie aus unserer Welt nicht mehr wegdenken und können uns nicht in eine schriftlose Welt hineinversetzen. Menschen, die in einer schriftlosen Welt leben, stellen wir uns als eine Art geistige Eintagsfliegen vor. In einer solchen Welt, so denken wir uns, kann nichts festgehalten werden. Alles muss täglich oder doch von Generation zu Generation neu erfunden werden. Die Gedanken, die Sprache, die Technik – alles ist beherrscht vom Prinzip der Flüchtigkeit, des Vergessens und Verschwindens. Erst die Schrift, glauben wir, stellt die Sprache auf ein dauerhaftes Fundament standardisierter Artikulation und Bedeutung¹ und schafft ein über Generationen vererbbares Gedächtnis. Erst durch die Schrift hat sich die Menschheit aus dem geschichtslosen Raum des Vergessens befreit und jene geistige und technische Evolution freigesetzt, die uns nun in immer größerer Beschleunigung in das nachschriftliche Zeitalter der elektronischen Kommunikation katapultiert.

In dieser pauschalen Form stimmt das natürlich nicht. Seit wir ihn zurückverfolgen können, hat der Mensch datierbare Spuren hinterlassen, die

auf Traditionsbildung, d. h. ein von Generation zu Generation weitergegebenes Know-how schließen lassen. Seit den Anfängen menschlicher Kultur gibt es Entwicklung und Fortschritt. Eins baut auf dem anderen auf, Erfindungen wie der Ackerbau, das Rad, die Pferdezucht werden nicht gleich wieder vergessen, sondern stetig perfektioniert, in den immer komplexer werdenden Morphologien der Höhlenmalereien, Felsbilder, Petroglyphen, Keramik usw. prägen sich nicht nur zeitliche Abfolgen, sondern auch ethnische Zugehörigkeiten aus, und all das deutet auf ein kulturelles Gedächtnis, kraft dessen sich die Menschheit schon lange vor Erfindung der Schrift im Fluss der Zeit stabile Sinn-, Symbol- und sogar Zeichenwelten aufbaute. Wir könnten auch sagen, dass in diesem Sinne die Menschheit immer schon „geschrieben“ hat – wenn wir bereit sind, diese Form, Symbol- und Zeichenwelten im Sinne von J. Derrida „Schrift“ zu nennen, in denen das kulturelle Gedächtnis einer Gruppe sich zugleich ausdrückt und stabilisiert.² Nicht erst die Schrift im Sinne der visuellen Kodierung von Sprache, sondern das Prinzip der Form wirkt als traditions- oder gedächtnisbildendes Prinzip.³ Das gilt nicht nur für Steinwerkzeuge und Keramik, sondern natürlich und vor allem für die Tänze, Riten, Lieder, Sitten und Bräuche, d. h. die ganze Lebenswirklichkeit dieser frühen Menschen, die keine sichtbaren archäologischen Spuren hinterlassen haben, aber von denen wir uns durch die Ethnologie ein Bild machen können.

Denken wir z. B. an die Song-lines der australischen Ureinwohner, jene Wanderwege, deren Stationen mit mythischen Episoden verbunden sind und deren jährliche Begehung die Menschen in die mythische Urzeit oder „Traumzeit“ eintauchen lässt: Hier wird eine ganze Landschaft zur „Schrift“, die Mythen werden ihr „eingeschrieben“. Mythen, Genealogien und sonstige für die Identität der Gruppe wichtige Daten können in alle möglichen Objekte, z. B. Knotenschnüre, eingeschrieben werden, ohne dass es sich darum schon um Schrift im strengen Sinne handelt.⁴ Auch dem Gedächtnis selbst können Dinge eingeschrieben werden. Dazu bedarf es erstens auch hier wieder der Formung: geformte Sprache, durch Reim, Rhythmus, Assonanz, Wiederholung, behält sich leichter als ungeformte, und zweitens der Übung. Wo immer sich das kulturelle Gedächtnis des menschlichen Gedächtnisses als einer Art von Schrift bedient, stoßen wir auf ein hoch entwickeltes Spezialistentum: die indischen Brahmanen, die afrikanischen Griots, die jugoslawischen Guslaren, die altgriechischen Rhapsoden waren Gedächtniskünstler, die schier unglaubliche Überlieferungsmassen über die Jahrhunderte bewahrt haben.⁵

In welcher Weise hat also nun die Schrift, im strengen Sinne der visuellen Kodierung von Sprache, die Welt verändert?⁶ Da muss man sich zunächst klar machen, dass die Schrift eine Form ist, die von sonstiger Formgebung unabhängig macht. Um etwas aufschreiben zu können, muss es nicht geformt sein. Die Schrift macht es möglich, die Prosa des Lebens, das Alltägliche, Ungeformte, keinem Gedächtnis Einprägbare festzuhalten. In den so genannten Gedächtnisschriften und Notationssystemen der Gedächtniskulturen muss die Formung der Notation immer schon vorausgehen. Ohne die streng ritualisierte Form ihrer Begehung würden die Song-lines nicht funktionieren. Das gilt genauso für die Knotenschnüre, Bilderschriften und sonstigen vor-schriftlichen Notationssysteme.

Gedächtniskulturen sind hochgradig ritualisierte Gesellschaften. Je mündlicher eine Kultur, desto ritualisierter ist sie. Das gilt auch umgekehrt: je schriftlicher, schriftgeformter eine Kultur, desto ärmer ist sie an ritueller Formung. Das hängt damit zusammen, dass die Schrift eine Form ist und nicht bloß das dingliche Substrat oder die Erinnerungsstütze einer Form. Als Form entlastet die Schrift von anderer, ritueller und poetischer Formung. Wir sprechen ja auch von der „Schriftform“ und denken da in keiner Weise an poetische Formung, sondern bloß an die Niederschrift einer völlig beliebigen Mitteilung. Zweitens: Die Lautschrift funktioniert nicht nur als ein externalisiertes Gedächtnis, das uns an etwas erinnern kann, sondern auch als eine externalisierte Stimme, die uns etwas mitteilen kann, auch wenn der Sprecher abwesend ist. Wir können nun feststellen, dass die Schrift für genau diese beiden Zwecke erfunden worden ist:

als ein künstliches *Gedächtnis* oder Datenspeicher für kontingente, ungeformte, keinem Gedächtnis anvertraubare Daten, und als eine künstliche *Stimme* für Botschaften, die in eine keiner menschlichen Stimme erreichbaren räumliche und zeitliche Ferne dringen sollten.

SCHRIFT UND STAAT

Die frühesten Schriften sind in Mesopotamien und Ägypten erfunden worden, gegen Ende des 4. Jahrtausends v. Chr., und zwar jeweils in engstem Zusammenhang mit der Entstehung der ersten Staaten der Menschheitsgeschichte.

Beide Phänomene gehören offenbar eng zusammen. Der frühe Staat, als Nachfolgeinstitution der vorausgehenden Dorfgemeinschaften und Häuptlingstümer, bedurfte der Schrift als künstlichem *Gedächtnis*, um der unendlichen Datenfülle im Zusammenhang von Wirtschaft und Verwaltung Herr zu werden, und als künstlicher *Stimme*, um das herrscherliche Machtwort an alle Enden des Reiches dringen zu lassen und als Repräsentation königlicher Macht allen Bewohnern vor Augen zu stellen.⁷

Die Schrift ermöglicht neue Formen von Kontrolle und Verwaltung: Buchhaltung, Rechnungsführung, Registratur, Volkszählung, Steuerveranlagung, kurz alles das, worauf die komplexer gewordenen Gemeinwesen und frühen Staaten basieren. Der frühe Staat ist ohne Schrift nicht möglich.⁸ Diese Staaten kannten keine freien Märkte, sondern nur das System einer auf genauer Planung und Bevorratung basierenden Speicher- und Versorgungswirtschaft, wie sie die Bibel im Zusammenhang der Joseph-Geschichte beschreibt.⁹ Die Wandbilder in den altägyptischen Gräbern stellen uns eine Welt vor Augen, die von Schrift und Schreibern dominiert war. Es gibt kaum einen Lebensbereich, der nicht auf irgendeine Weise mit der Schrift in Berührung kam. Es waren zwar nur wenige, die schreiben konnten, aber was „Schrift“ ist, war keinem Ägypter verborgen. Das war keine esoterische Kunst, von der das breite Volk sich nichts träumen ließ, sondern eine Kulturtechnik, auf der der gesamte Staat mit allen seinen Wirtschaftszweigen und Institutionen beruhte und mit der jeder auf seine Weise zu tun hatte, auch wenn er selbst nicht schreiben konnte. So eng begrenzt vermutlich ihre aktive Beherrschung, so allumfassend und alldurchdringend war ihr Einfluss.¹⁰

In den frühen Hochkulturen bildete die Bürokratie immer den Kernbereich der Schriftkultur. Hier entwickelte sie alle Raffinessen der Seitengestaltung, Tabellenschreibung, Verwendung verschiedenfarbiger Tinten usw., sowie die mit dem Schreiben eng verbundenen Künste des Zählens und Rechnens, des Kalenders und der Annalistik, kurz all das, wofür der Mond- und Schreibergott zuständig ist: in Mesopotamien Sin und in Ägypten Thot, den die Griechen dem Hermes gleichsetzten und der dann als Hermes Trismegistos zum Inbegriff der Weisheit wurde. In der Götterwelt vereinigt Thot die Kompetenzen des höchsten Beamten (des Wesirs) und des obersten Ritualisten. Zwischen den Amtsstuben und den Tempeln dürfen wir anfangs keine allzu scharfe Trennungslinie ziehen. Die Schreiber waren in beiden Bereichen tätig und wechselten wohl auch oft vom einen zum anderen. Auch im Tempel steht die Schrift im Dienst der Organisation präziser Abläufe. In beiden Bereichen fungiert die Schrift als Speicher und Stütze.¹¹

Am Beispiel von Schrift und Staat kann man sehen, dass die Schrift eine Grenzüberschreitung ermöglicht: vom Dorf zur Stadt, von der Face-to-face-Gemeinschaft zur großräumigen politischen Organisation, von der Subsistenzwirtschaft zur Versorgungswirtschaft, eine Grenzüberschreitung, die im alten Ägypten etwa die Form eines Sprungs, einer unglaublich kurzfristigen und durchgreifenden Veränderung zu etwas qualitativ und quantitativ vollkommen Neuem angenommen hat.

SCHRIFT UND TOD

Grenzüberschreitend hat die Schrift auch in Bezug auf die Grenze gewirkt, die dem menschlichen Leben gesetzt ist: den Tod.¹² Auch hier hat die Schrift neue Räume einer, in diesem Fall nun vor allem *virtuellen*, Realität erschlossen. Die Schrift macht es möglich, nicht nur Spuren zu hinterlassen, die die eigene Existenz überdauern, sondern Botschaften, die zur Nachwelt reden. Nicht jede Kultur hat von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht und auch innerhalb einer Gesellschaft waren es immer nur wenige, die es darauf anlegten, im Medium ihrer Grabinschriften als virtuelle Sprecher den Nachgeborenen gegenwärtig zu bleiben. Das alte Ägypten ist auf diesem Weg der Selbstverewigung durch Selbstthematisierung sicher am weitesten gegangen. Hier wurden die Gräber der hohen Beamten schon im Alten Reich, d. h. seit ca. 2700 v. Chr., mit Bildern und Texten dekoriert, in denen die Grabherren gegenüber der Nachwelt von ihrem Leben, ihren hohen Ämtern und vorbildlichen Tugenden Zeugnis ablegten in der Hoffnung, sich auf diese Weise einen dauernden Platz im Gedächtnis der Gemeinschaft zu sichern. Die Schrift diente in den Grabinschriften als eine künstliche Stimme, mithilfe derer der Grabherr auch über den Tod hinaus zu den Nachgeborenen sprechen wollte. Eine typische Form dieser Inschriften ist etwa der „Anruf an die Lebenden“:

*O ihr Lebenden auf Erden, die ihr an diesem Grab vorbeigeht
und seine Inschriften lest, sprecht ein Opfergebete für den verstorbenen NN.
Ein Hauch des Mundes ist es ja nur, ohne Mühe für Euch,
aber nützlich für den Verklärten...*

Hier wäre vor allem das Element des Virtuellen hervorzuheben, die Idee, in einem Medium als Stimme und Gedächtnis fortzudauern, auch über den Zerfall des natürlichen Gedächtnisses und der natürlichen Stimme hinaus. Genau die gleichen Träume einer virtuellen Fortdauer sehen wir jetzt im Zusammenhang des neuen Mediums der digitalisierten „künstlichen Intelligenz“ und des Internets wieder aufleben. Das Internet erscheint als ein Raum, in den hinein man sich verkörpern kann in Form so genannter „Avatare“, virtueller Personifikationen oder Doppelgänger, und auch wenn es hier vordringlich nicht um Ewigkeit und Unsterblichkeit, sondern um Selbstvervielfältigung und Multipräsenz geht, steht dahinter doch das Streben um mediengestützte Aufhebung der existenziellen Grenzen, um Erweiterung der Realität durch Virtualität. In diesem Sinne darf man vielleicht auch den extravaganten Gebrauch verstehen, den die Ägypter in ihren Gräbern von der Schrift gemacht haben.

Auf der Grundlage dieser Idee, im Medium seiner Grabinschriften im Gedächtnis der Nachwelt präsent zu bleiben, sind die Ägypter selbst bereits einen entscheidenden Schritt hinausgegangen und haben das literarische Werk als den unendlich viel besseren Weg zur Unsterblichkeit dargestellt. Der Autor eines guten Buches ist der bessere Grabherr; er hat sich ein Monument errichtet, das kein Zahn der Zeit zerstören kann. Auf dieses Motiv, das durch Horaz berühmt geworden ist, stößt man bereits in einer ägyptischen Weisheitslehre aus dem 13. Jh. v. Chr.

*(...) die weisen Schreiber seit der Zeit des Re,
(...) haben sich keine Pyramiden aus Erz gebaut
und keine Stelen dazu aus Eisen;
sie haben es nicht verstanden, Erben zu hinterlassen in Gestalt von Kindern,
ihre Namen lebendig zu erhalten.
Doch sie schufen sich Bücher als Erben
und Lehren, die sie verfaßt haben.
Sie setzten sich die Schriftrolle als Vorlesepriester ein
und die Schreibtafel zum „Liebenden Sohn“.
Lehren sind ihre Pyramiden,
die Binse ihr Sohn,
die geglättete Steinfläche ihre Ehefrau.
(...) Ihre Grabkapellen sind vergessen,
aber man nennt ihre Namen auf ihren Schriften, die sie geschaffen haben,
da sie kraft ihrer Vollkommenheit fortzudauern.*

Man gedenkt ihrer Schöpfer in Ewigkeit.

(...)

*Heilskräftiger ist ein Buch als eine gravierte Stele
und als eine solide Grabwand.*

*Es errichtet diese Gräber und Pyramiden
im Herzen dessen, der ihren Namen ausspricht.*

*(...) Der Mensch vergeht, sein Leib wird zu Erde,
alle seine Angehörigen schwinden dahin.*

*Doch ein Buch bewirkt, daß er erinnert wird,
indem ein Mund es dem anderen weitergibt.*

*Heilskräftiger ist ein Buch als ein gebautes Haus
und Grabkapellen im Westen.*

*Besser ist es als ein wohlgegründetes Schloß,
besser als ein Denkstein im Tempel.*

(...)

*Sie haben ihren Zauber verborgen vor der Menschheit,
die in ihren Schriften liest.*

*Sie sind gegangen und ihre Namen wären vergessen,
aber das Buch ist es, das die Erinnerung an sie wachhält.¹³*

Die Literatur erscheint hier als die Fortsetzung oder vielmehr Überbietung der Monumentalarchitektur, des „Ehernen“ bzw. „Steinernen“, mit anderen, geistigen Mitteln. Nicht die Schrift als solche, aber der literarische, philosophische, künstlerische Diskurs ist das Medium einer todüberwindenden Fortdauer. Die Schrift erlaubt es, die im Autor verkörperte Gedanken- und Empfindungswelt herauszulösen, indem sie ihr einen Ersatzkörper verschafft, der der Vergänglichkeit des Fleisches enthoben ist, sodass es sich hier eher um einen Vorgang der „Exkarnation“¹⁴ als der Inkarnation handelt.

Mit der Erfindung und dem Ausbau dieses künstlichen Gedächtnisses geht die Utopie der Unsterblichkeit einher, als der Wunsch, in diesem Gedächtnis einen dauernden Platz zu erringen, sich einzuschreiben in das Buch des Lebens. Man könnte also vermuten, dass die Schrift den Raum, den Gedankenraum der Unsterblichkeit erschlossen hat. Freilich gilt das nur für Ägypten, wo die Ideen der Fortdauer im sozialen Gedächtnis und der Unsterblichkeit der Seele frühen und elaborierten Ausdruck gefunden haben. Es gilt jedoch nicht für Mesopotamien und Israel, die doch, was die Schriftlichkeit und Schriftgeformtheit der Kultur angeht, auf mindestens gleichem Niveau wie

Ägypten standen. Wir dürfen nicht dem Irrtum eines Mediendeterminismus verfallen, der davon ausgeht, dass mit der Schrift als solcher bereits, automatisch, bestimmte Konsequenzen verbunden sind.¹⁵ Es handelt sich immer nur um Möglichkeiten, deren Realisierung und konkrete kulturelle Ausprägung von vielen sozialen, politischen und kulturellen Faktoren abhängig ist.

Eng mit der Idee der Unsterblichkeit verbunden sind die Ideen der Autorschaft und der Individualität. Dieser Komplex ist es, der sich in der ägyptischen Grabkultur so eindrucksvoll herausgebildet hat. Die individuierende Auswirkung der Schrift auf den Schreibenden ist eine andere der in ihr angelegten Möglichkeiten. Man kann sagen, dass die Schrift den Autor konstituiert; hierfür gibt es im Bereich der Mündlichkeit keine Parallele. Der Name Homers steht nicht für eine Person, sondern für eine Tradition, die unter seinem Namen kodifiziert wurde. Der Barde ist Träger der Überlieferung; seine Kreativität besteht darin, der Überlieferung, die durch ihn hindurchgeht, eine besonders eindrucksvolle, elaborierte Gestalt zu geben. Der Autor dagegen steht der Überlieferung gegenüber und muss sie überbieten. Das ist nicht erst die Erfahrung der Moderne, sondern kommt schon in einem der ältesten Literaturwerke zum Ausdruck, die wir kennen, den um 1800 v. Chr. entstandenen Klagen des Chacheperreseneb.

*O dass ich unbekannte Sätze hätte, seltsame Aussprüche,
neue Rede, die noch nicht vorgekommen ist,
frei von Wiederholungen,
keine überlieferten Sprüche, die die Vorfahren gesagt haben.*

(...)

*keine Rede, von der man nachher sagen wird:
„das haben sie früher gemacht“,*

(...)

*O wüsste ich, was die anderen nicht wissen,
was keine Wiederholung darstellt.¹⁶*

In diesen Sätzen ist das Grundproblem der Schrift auf den Punkt gebracht. Der mündliche Barde arbeitet im Zeichen der Wiederholung und der zyklischen Erneuerung. Sein Lied ist immer wieder neu, es „erneuert“ sich in jeder neuen Aufführung, auch wenn es traditionell und möglicherweise uralt ist. Vom schriftlichen Autor dagegen erwartet man das Neue: *unbekannte Lieder, fremdartige Aussprüche, neue Rede, die noch nicht vorgekommen ist,*

frei von Wiederholung. Er kann sich nicht auf die Tradition berufen, sondern muss sie aus Eigenem bereichern; das lateinische Wort *auctor* heißt ja „Vermehrer“. Er muss in sich selbst die Quelle des Neuen, Unerhörten suchen. So sagt Chacheperreseneb:

*Ich wringe meinen Leib aus und was in ihm ist
und befreie ihn von allen meinen Worten.*

Das schreibende Ich ist ein anderes als das singende Ich. Es ist in einem ganz neuen Sinne „Ich“ und wird ebenso von seinem Text als dessen Autor hervorgebracht wie es selbst diesen Text hervorgebracht hat. Das gilt in gewissem Sinne schon für das „Ich“ der altägyptischen Grabinschriften, das sich in seinem Grab als Autor seiner Lebensgeschichte und als erinnerungswürdige Person präsentiert. Im Medium der Grabinschrift versammelt der Ägypter die Aspekte seines Lebens in einen Text und damit sich selbst in die Einheit einer Person, die dieser Text der Nachwelt zu fortdauerndem Gedächtnis überliefert. Aber hier hat sich der Text noch nicht vom Ich als seinem Gegenstand emanzipiert und hat daher an dessen Vergänglichkeit Anteil. Erst der literarische Text, der nicht von seinem Autor, sondern von dem unerhört Neuen und Wahren handelt, das dieser zu sagen hat, öffnet den Weg zur Unsterblichkeit.

Das Phantasma solcher schriftgestützten Fortdauer beruht nicht nur auf der Erwartung, dass die Botschaften noch in ferner Zukunft gelesen werden, sondern auch auf der Erfahrung, Botschaften aus ferner Vergangenheit lesen zu können. Als das oben zitierte Loblied auf das Buch als Medium der Unsterblichkeit entstand, blickte die ägyptische Kultur bereits auf mehr als anderthalb Jahrtausende schriftlich dokumentierter Geschichte zurück. So wie man in dieser Zeit die Gräber der Vorfahren besuchen und in uralten Büchern lesen konnte, hoffte man selbst von den Nachgeborenen noch in Jahrtausenden besucht und gelesen zu werden. Entsprechendes gilt in noch viel ausgeprägter Form für Mesopotamien, wo es nicht nur darum ging, alte Schriften lesen, sondern die alte Sprache, das Sumerische, verstehen zu können.

Solche philologische Kompetenz führte zu einem besonderen Bildungsstolz, der sogar Könige erfüllte. Assurbanipal, Sammler der ungeheuren Palastbibliothek von Ninive, rühmte sich, die *Schriften von vor der Flut* lesen zu können, also Schriftzeugnisse einer über 2000 Jahre zurückliegenden Zeit.¹⁷ Die Schrift erschließt einen Raum virtueller Gleichzeitigkeit, der einen zum Gesprächspartner jahrtausendealter Vorgänger und fernster Nachgeborenen

macht. So wie die Ägypter die Gräber der Vorfahren besuchten, las man im Abendland in den Schriften der griechischen und lateinischen Autoren und führte mit ihnen, über die Jahrtausende hinweg, ein Geistergespräch. Martin Opitz pries das „genüge und (die) ruhe, welche wir schöpfen auß dem geheimen gespreche und gemeinschaft der grossen hohen Seelen / die von soviel hundert ja tausend Jahren her mit uns reden“.18 Diesen Chrono-Topos einer über-lebenszeitlichen, ja Jahrtausende umfassenden Kommunikation erschließt erst die Schrift.

SCHRIFT UND GESCHICHTE

So wie die Schrift Grenzen überschreitet, zieht sie auch Grenzen. Eine solcher durch die Schrift gezogenen Grenzen ist die schon erwähnte zwischen Alt und Neu, die es in dieser Form in der schriftlosen Welt nicht gibt. Eine andere Grenze ist die zwischen Mythos und Geschichte oder geglaubter und verbürgter Wahrheit. Damit komme ich zum dritten der durch die Schrift erschlossenen Wirklichkeitsbereiche: der Geschichte im Sinne eines quellenkritischen Diskurses über die Vergangenheit als Raum menschlichen Handelns und Leidens, im Gegensatz zu den fundierenden Erzählungen des Mythos, denen jede Quellenkritik fremd ist, die auf ganz anderen Wahrheitskriterien beruhen und in denen nicht Menschen, sondern Götter die Hauptrolle spielen.

Geschichte im Sinne eines quellenkritischen Diskurses kann es erst geben, seitdem es aussagekräftige Quellen gibt. Hier bedeutet die Erfindung und Verwendung der Schrift die entscheidende Epochenschwelle. Erst die schriftliche Quelle gibt verlässliche Kunde darüber, was, wann, wo, wem geschah. Ohne Archive ist keine Geschichtsschreibung möglich. Die Schrift fundiert einen Raum der nachprüfbaren Beurkundung, einen auf Tatsächlichkeit gegründeten Datenspeicher, dessen sich die Geschichte als Erzählung bedienen kann, um die Wahrheit über das Geschehene zu bekunden. So ist die Schrift die Bedingung der Möglichkeit von Geschichtsschreibung, und zwar im Sinne der Schriftlichkeit nicht nur der Erzählung, sondern auch und vor allem der Dokumente, auf denen diese basiert.

Wenn man Herodot und Platon Glauben schenken darf, dann haben die Ägypter auf der Basis ihrer Archive ein spezifisch schriftgeprägtes Geschichts-

bewusstsein entwickelt, das dem mündlich und mythisch geprägten, aristokratischen Herkunftsbewusstsein der Griechen widersprach. Als Hekataios von Milet, so erzählt uns Herodot, nach Theben kam und den dortigen Priestern seinen Stammbaum bis zum sechzehnten Ahn, einem Gott, vorrechnete, führten ihn die Priester in den Tempel und zeigten ihm 341 hölzerne Kolossalstatuen.

*Dem Stammbaume des Hekataios und seiner Behauptung,
im sechzehnten Gliede von einem Gott abzustammen,
stellten sie ihre genealogische Berechnung gegenüber und
bestritten ihm die Abstammung eines Menschen von einem Gott.
Ihre Berechnung war folgendermaßen. Von den Urbildern dieser
Standbilder stamme immer einer vom anderen, Piromis von
Piromis, und im ganzen seien es dreihundertfünfundvierzig solcher
Standbilder, und trotzdem führe der Stammbaum nicht auf einen
Gott oder Heros zurück. Piromis ist im Griechischen soviel wie
edelmütig. Das heißt also: in einem Zeitraum von 11 340 Jahren
haben nur menschliche Könige, nicht aber Götter in Menschengestalt,
über Ägypten geherrscht.¹⁹*

Hier geht es nicht um Schrift, sondern um Statuen, aber diese Statuen haben wir uns beschriftet zu denken mit Texten, aus denen die Identität des Dargestellten hervorgeht, sodass sie als Geschichtsquellen gelten können. Noch deutlicher arbeitet Platon den Unterschied zwischen griechischem und ägyptischem Geschichtsbewusstsein heraus. Hier ist es Solon, der die Priester von Sais mit der griechischen Urgeschichte konfrontiert. „Ihr Griechen bleibt doch immer Kinder“, rufen die Priester aus, und einen alten Griechen gibt es nicht. Der Grund für die griechische Jugend liegt in den periodischen Katastrophen, die alles angehäuften Wissen wieder vernichten. In Ägypten dagegen wurde alles Bedeutende „insgesamt von alters her in den Tempeln aufgezeichnet und bleibt also erhalten. Ihr dagegen und die übrigen Staaten seid hinsichtlich der Schrift und alles anderen, was zum staatlichen Leben gehört, immer eben erst eingerichtet, wenn schon wiederum nach dem Ablauf der gewöhnlichen Frist wie eine Krankheit die Regenflut des Himmels über euch hereinbricht und nur die der Schrift Unkundigen und Ungebildeten bei euch übrig lässt, sodass ihr immer von neuem gleichsam wieder jung werdet und der Vorgänge bei uns und bei euch unkundig bleibt, so viel ihrer in alten Zeiten sich ereigneten. Wenigstens eure jetzigen Geschlechtsverzeichnisse, wie du sie eben durch-

gingst, unterscheiden sich nur wenig von Kindermärchen.“²⁰ Das griechische, mündlich verfasste Geschichtsbewusstsein ist „jugendlich“, es geht immer schon nach einigen Generationen in Mythos über, während das ägyptische, schriftlich verfasste Geschichtsbewusstsein auf „alter Überlieferung“ und „mit der Zeit ergrauter Kunde“ basiert, die viele Jahrtausende zurückreicht, ohne je in die mythische Welt der Götter überzugehen.

Dass die Griechen sich des Unterschieds zwischen Mythos und Geschichte in der Begegnung mit den Ägyptern inne wurden und sich selbst dabei auf die Seite des Mythos zu schlagen gezwungen sahen, entbehrt nicht der Ironie, wird das Verhältnis von Orient und Okzident doch heute genau umgekehrt rekonstruiert. Die alten Ägypter haben in der Tat über die Vergangenheit minutiös Buch geführt, und wir dürfen vermuten, dass die Archive des Tempels von Sais zum Zeitpunkt von Solons Besuch bis in die Tage von Menes zurückreichten, der um 3000 v. Chr. das Reich gegründet hat.

In diesem Sinne dokumentierter Vergangenheit und kritischer Überprüfbarkeit hat die Schrift die Geschichte hervorgebracht und den Mythos vertrieben oder zumindest in seinem Wahrheitsanspruch relativiert. Die Schrift sorgte dafür, dass, wo Mythos war, Geschichte entstand, weil sie Verhältnisse dokumentierte, in denen nicht Götter, sondern Menschen herrschten und die Menschen für ihre Taten verantwortlich waren. Die Schrift verleiht der Erinnerung die Eigenschaft der Überprüfbarkeit und damit ihrem Wahrheitsanspruch die zusätzliche Eigenschaft eines Wahrheitswertes, der dem Mythos abgeht.

SCHRIFT UND OFFENBARUNG

Mit genau dem gleichen mythenkritischen Pathos eines neuen Wahrheitswertes tritt die Schrift auch im Bereich der Religion auf. Hier stützt sich ihr Anspruch auf eine Offenbarung, die sie verbrieft und verbürgt. Alle Offenbarungsreligionen – Judentum, Christentum, Islam, Buddhismus, Jainismus, die Religionen der Sikh und der Mormonen – basieren auf einem Kanon heiliger Schriften, die den Willen ihres Stifters und die höhere Wahrheit seiner Offenbarungen kodifizieren.²¹ Ebenso evident ist der kritische Anspruch dieser Wahrheit. Auch hier zieht die Schrift eine Grenze. Denn erst diese in einem ganz neuen Sinne

schriftgestützten Religionen ziehen die Grenze zwischen wahrer und falscher Religion und konstruieren die Umwelt der anderen Religionen als „Heidentum“, Unwahrheit, Unglauben und Irrtum. Grenzen zwischen dem Eigenen und dem Fremden hat es immer gegeben, aber diese Grenze im Zeichen der Wahrheit ist etwas radikal Neues und ohne die Schrift nicht denkbar.²² Erst die Schrift schafft die Bedingung dafür, dass eine Religion sich auf eine höhere, geoffenbarte Wahrheit berufen und alles andere zu sich in die Beziehung der Unwahrheit setzen kann. Offenbarungsreligionen sind Schrift- bzw. Buchreligionen.

Buchreligionen kehren das Verhältnis von Text und Ritus um. In den Kultreligionen ist der Text in das Ritual eingebettet und diesem untergeordnet, in den Buchreligionen ist der Text das Entscheidende und das Ritual hat nur noch rahmende und begleitende Funktion.²³ Mit der Aushöhlung der Riten kommt es zu einem Strukturwandel auch des „kulturellen Gedächtnisses“. Beruhen in den Kultreligionen die „konnektiven Strukturen“, die die identische Reproduktion der Kultur über die Generationenfolge hinweg sicherten, in allererster Linie auf dem Prinzip ritueller Wiederholung, so beruhen sie in den Buchreligionen auf dem Prinzip der Auslegung der kanonischen Texte.²⁴

Am klarsten tritt dieser Wandel in der unterschiedlichen Form hervor, in der die Mitglieder von Kult- und von Buchreligionen an der Überlieferung partizipieren. In den Kultreligionen, im Zeichen der rituellen Kohärenz, herrscht eine Partizipationsstruktur, die auf dem Geheimnis basiert. Kultreligionen sind Geheimnisreligionen, sie sind bestimmt vom Pathos der Geheimhaltung, Exklusivität und Esoterik. Buchreligionen dagegen sind Offenbarungsreligionen. In ihnen herrscht das Pathos der Verkündung und Erklärung.²⁵ Hier kommt es auf die maximale Verbreitung der Textkenntnis an. Im Idealfall sollte jedes Mitglied der Gemeinschaft die Texte lesen, ja auswendig kennen und Zugang zu einem Ausleger haben, der sie ihm oder ihr erklären und bei dem er oder sie sich Rat holen kann.

Bereits der jüdische Historiker Josephus Flavius hat im 1. Jh. n. Chr. den Unterschied zwischen Kultreligion und Buchreligion oder „ritueller“ und „textueller Kohärenz“ auf den Punkt gebracht, wenn er Judentum und Hellenismus gegenüberstellt:

Wo wäre demnach eine gleich ehrwürdige Staatsverwaltung zu finden?

Wo eine, die mit der Ehrfurcht gegen Gott in schönerem Einklang stände?

Wenn alle Schichten des Volkes zur Frömmigkeit erzogen werden,

wenn die Pflege der letzteren vornehmlich den Priestern anvertraut ist – sieht das nicht aus, als ob das gesamte öffentliche Leben eine einzige heilige Festfeier wäre? Was die Heiden unter dem Namen Mysterien und Weihen nur in wenigen Tagen begehen, ohne es jedoch dauernd in ihren Herzen bewahren zu können, daran halten wir mit unendlichem Entzücken und unverrückten Sinnes allezeit fest.²⁶

Die Heiden müssen warten bis zur nächsten Durchführung des Rituals, aber die Juden sind im ständigen Besitz ihrer kulturellen Texte, weil sie in „öffentlichem Unterricht“ von den Priestern darin unterwiesen werden. Ihre „Mysterien“ sind permanent und kontinuierlich. Sie bestehen in der von priesterlicher Auslegung geleiteten Lektüre der heiligen und kulturellen Texte. Je mehr eine Gesellschaft durch Schrift bestimmt ist, desto weniger spielen die Riten in ihr eine Rolle. Den entscheidenden Wandel in dieser Hinsicht hat aber nicht die Erfindung der Schrift, sondern der Buchdruck herbeigeführt, weil erst er als ein Verbreitungsmedium die Partizipationsstruktur drastisch verändert hat.²⁷

Vielleicht darf man sogar noch einen Schritt weiter gehen. Buchreligionen verändern nicht nur die Struktur der kulturellen Kohärenz, von ritueller zu textueller Kohärenz, und sie ziehen nicht nur eine Grenze zwischen sich und den anderen Religionen, die sie als Grenze zwischen Wahrheit und Unwahrheit interpretieren. Vielleicht zieht in diesem Funktionszusammenhang die Schrift sogar die entscheidendste aller Grenzen: die Grenze zwischen Gott und Welt. An diesem Punkt wird es nun doch unumgänglich, zwischen ideographischer und Alphabetschrift zu unterscheiden. Es scheint sogar, dass die Wissenschaft zuerst im Zusammenhang der Religionsgeschichte auf diesen Unterschied aufmerksam geworden ist. Bereits in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war klar geworden, dass die Offenbarung des Gesetzes am Sinai nicht im Medium der Hieroglyphen (von denen man annahm, dass Mose sie in Ägypten erlernt habe), sondern nur in einer nicht-bildlichen Alphabetschrift kodifiziert werden konnte.²⁸ In diesem Sinne postuliert Moses Mendelssohn in seiner Schrift *Jerusalem* eine enge Parallele von religiösen und schrifttechnischen Innovationen:

Mich dünkt, die Veränderung, die in den verschiedenen Zeiten der Kultur mit den Schriftzeichen vorgegangen, habe von jeher an den Revolutionen der menschlichen Erkenntnis überhaupt und insbesondere an den mannigfachen Abänderungen ihrer Meinungen und Begriffe in Religionsachen sehr wichtigen Anteil.²⁹

Erst die Alphabetschrift erschließt in ihrer radikalen Ablösung von jedem Weltbezug durch Bildlichkeit den Raum der Transzendenz. „Die Nichtbildlichkeit der Alphabetschrift“, schreibt Christian Stetten, „konstituiert dagegen Transzendenz. Das alttestamentliche Bilderverbot ist von der Tradition des göttlichen Wortes her ausgesprochen, und diese ist Tradition der Schrift. Transzendentes Wort und Schrift fallen hier zusammen.“³⁰ Die Verschriftung der Offenbarung führt letztlich zu einer Ausbürgerung des Heiligen aus der Welt, einerseits in die Transzendenz und andererseits in die Schrift. Die Kultreligionen setzen das Heilige als auf vielfältigste Weise innerweltlich, in der Welt anwesend voraus, in Bildern, Bäumen, Bergen, Flüssen, Gestirnen, Tieren, Menschen und Steinen. Das alles wird in den Buchreligionen als Idolatrie, Götzendienst, Fetischismus gebrandmarkt. Moses Zorn beim Anblick des orgiastischen Tanzes ums Goldene Kalb fängt diesen Gegensatz mit der Präganz einer Urszene ein. Die Schrift in seinen Händen (die Tafeln mit den Zehn Geboten) und die Szene vor seinen Augen erweisen sich als inkompatibel. *Diese* Schrift und *dieser* Kult bilden einen unversöhnlichen Gegensatz. Daher zerschmettert er die Tafeln und muss sie sich, nachdem das Kalb zerstört und das Volk bestraft ist, ein zweites Mal ausstellen lassen.

Die Dinge dieser Welt und insbesondere die Bilder stellen Fallstricke dar, die die Aufmerksamkeit von der Schrift abziehen. Die Schrift fordert eine grundlegende Umlenkung der Aufmerksamkeit, die ursprünglich auf Erscheinungen dieser Welt und das in ihnen sich zeigende Heilige gerichtet war und nun ganz auf die Schrift und ihre Auslegung konzentriert wird. Vieles spricht dafür, dass der jüdische Monotheismus, das Prinzip der Offenbarung und der aus diesem Prinzip entwickelte und sich immer mehr steigernde Abscheu gegen die als Magie, Aberglauben und Götzendienst verschrienen traditionellen Formen des Kultes aus dem Geist der Schrift geboren ist. Der Schritt in die Religion der Transzendenz war ein Schritt aus der Welt – man möchte fast von einer Auswanderung, einem Exodus, sprechen – in die Schrift.³¹ Die Welt wird als solche zum Gegenstand der Idolatrie erklärt und diskreditiert. Der radikalen Außerweltlichkeit Gottes entspricht die radikale Schriftlichkeit seiner Offenbarung.

Ohne die Kulturtechniken der Schrift und der Hermeneutik wäre das, was man im 18. Jahrhundert „positive Religion“ nannte und der „natürlichen Religion“ als etwas Artifizielles gegenüberstellte, nicht denkbar. Dem prophetischen Monotheismus mangelt es an natürlicher Evidenz; er wandelt, wie Paulus sagt, nicht in der Schau, sondern im Glauben. Der Glaube stützt sich

auf die Schrift, auf den verbrieften Bund und das Gesetz. Der Kult stützt sich auf den Akt, den Vollzug, die Schau. Die Schrift führte zu einer Entritualisierung und Enttheatralisierung der Religion.

So hat die Schrift die Welt verändert. Sie hat Grenzen überschritten und Grenzen gezogen. Mit der Überschreitung der Grenzen unseres Gedächtnisses und unserer Stimme hat sie die Bildung großräumiger politischer und wirtschaftlicher Organisationsformen ermöglicht und die Idee der Kultur als eines Jahrtausende umfassenden Gedächtnisses und Kommunikationsraums entstehen lassen, angesichts dessen die Menschen von Unsterblichkeit und Fortdauer träumen konnten. Mit der Aufrichtung der Grenzen zwischen dem Alten und dem Neuen sowie dem Geglauten und dem Verbürgten hat sie einen neuen, kritischen Wahrheitsbegriff geschaffen und eine Ideenevolution in Gang gesetzt. Mit der Aufrichtung der Grenze schließlich zwischen Buchreligion und Kultreligion, scriptura und natura, offener und natürlicher Religion, Monotheismus und Kosmotheismus hat sie die Dynamik der abendländischen Religionsgeschichte bestimmt.